

Leseprobe aus:

Norman Partridge

Die dunkle Saat



EINE kleine Stadt im Mittleren Westen. Du kennst ihren Namen. Du bist dort geboren.

Es ist Halloween 1963 ... und es wird allmählich dunkel. Alles ist so, wie es immer war: die Hauptstraße, die alte Backsteinkirche am Marktplatz, das Kino, wo dieses Jahr zwei Filme mit Vincent Price auf dem Programm stehen. Jenseits davon ist die Straße, die aus dem Ort hinausführt. Schwarz wie eine Lakritzschnur liegt sie unter dem Oktoberhimmel, schwarz wie die Nacht, die kommt, und wie die langen Winternächte, die folgen werden, schwarz wie der kleine Ort, den sie hinter sich lässt.

Am Stadtrand wird die Straße enger. Sie krümmt sich nicht. Wie ein geplanter Fluchtweg durchschneidet sie ein Meer aus quadratischen Feldern, die dicht mit Sommermais bepflanzt sind.

Aber es ist kein Sommer mehr. Wie schon gesagt, heute ist Halloween.

Der ganze Mais ist geerntet, geschält, gegessen worden.

All die Stängel sind tot, ausgetrocknet, verdorrt.

Anderswo wären diese Stängel schon längst untergepflügt worden. So läuft es hier jedoch nicht. Du erinnerst dich: In dieser Gegend wird der Mais von Hand geerntet. Damit verbringen die Jungs aus dem Ort den Sommer, unter der lodernden Sonne, die kaum je untergeht. Sobald die Jungen von Kopf bis Fuß gebräunt sind und die Ernte eingebracht ist, sterben die im Boden wurzelnden Maisstängel einfach ab. Vor dem ersten November werden sie nicht untergepflügt. Bis dahin beherbergen die stummen Reihen Wesen, denen es nichts ausmacht, unter den Toten zu leben. Ratten, Schlangen, Frösche ... Kreaturen, die vor dem ersten Licht des kommenden Morgens flüchten oder unter einer kreisförmigen Klinge sterben werden, die sich in Erde und Fleisch frisst, ohne einen Unterschied zu machen.

Genau. So läuft es hier. Auf diesen Feldern leben Dinge, die von Rechts wegen morgen tot sein werden. Eins davon hängt an einem splitterigen Holzpfeiler, seine Wurzeln wühlen sich tief in fettes, schwarzes Erdreich. Durch zerlumpte Kleider, die an den Pfeiler und dessen Querbalken genagelt sind, klettern grüne Ranken empor. Wie Sehnen schlingen sie sich durch die Beine abgetragener Jeans, winden sich als verkrüppelte Wirbelsäule durch eine zerfetzte Denimjacke. Runde Blätter

ziehen Kraft aus diesen Ranken wie von Blutgefäßen genährte Organe, und aus den Herzen dieser Blätter sprießen feine grüne Triebe. All diese Blätter, Ranken und Triebe füllen die Jacke und deren Ärmel.

Eine dickere Ranke kriecht durch den Kragen der Jacke. Wie ein Rückgrat folgt sie den letzten paar Zentimetern des splinterigen Pfahls, dann verbreitert sie sich zu einem rauen Stamm. Der wurzelt in dem Ding, das auf dem flachen Ende des Pfahls ruht.

Dieses Ding ist schwer, orange und reif.

Dieses Ding ist ein Kürbis.

Die Nachmittagssonne verweilt auf dem Kürbisgesicht, und dann ist die Nachmittagssonne verschwunden. Stille hängt im Maisfeld. Keine Brise bringt die toten Stängel zum Rascheln, kein Windhauch bewegt die zerlumpten Kleider des am Pfahl hängenden Dings. Die Lakritzschnurstraße ist leer, schweigend, still. Kein Auto fährt in die Stadt, kein Auto verlässt sie.

So bleibt es lange Zeit. Dann bricht die Dunkelheit herein.

Ein Auto kommt. Eine Tür schlägt zu. Schritte im Maisfeld, das Geräusch eines Mannes, der sich durch brüchige Stängel drängt. Das Schlachtermesser in seiner Hand glänzt im Licht des aufgehenden Mondes, dann wird die Schneide schwarz, weil der Mann sich bückt.

Am unteren Ende des Pfahls wurzeln verschlungene Ranken und junge Triebe. Die scharfe Klinge des Mannes durchtrennt sie alle. Anschließend macht er sich mit einem Klauenhammer ans Werk. Rostige Nägel gleiten

ächzend aus altem Holz. Ein zerlumptes Bein löst sich vom Pfahl ... dann das zweite ... und dann ein zerlump-ter Arm ...

Das Ding, das man den October Boy nennt, fällt zu Boden.

Aber du weißt schon von ihm. Schließlich bist du hier aufgewachsen. Es gibt für dich keine Geheimnisse mehr. Du kennst die Geschichte genauso gut wie ich.

Auch Pete McCormick kennt die Geschichte ... teilweise jedenfalls. Pete ist gerade sechzehn geworden. Obwohl er seit seiner Geburt hier lebt, ist es ihm nie gelungen, sich einzufügen. Das letzte Jahr war besonders hart. Im Winter ist seine Mutter an Krebs gestorben, und im Frühjahr hat sein Vater seine Stelle im Getreidespeicher versoffen. In diesem kurzen Satz steckt so viel mieses Pech, dass davon jeder das große Heulen kriegen könnte.

Es ist also nicht so, dass Pete bisher nie durch die Mangel gedreht worden wäre, aber in letzter Zeit hat er den Eindruck, als würden die Walzen ihn platt drücken wie eine Druckerpresse. Er macht ein paarmal Blödsinn und wird von der Polizei aufgegriffen, genauer gesagt von dem guten, alten Officer Ricks in seinem glänzenden schwarz-weißen Dodge. Beim ersten Mal gibt es eine Standpauke, beim zweiten Mal einen Schlagstock in die Nieren. Pete kommt mit üblen blauen Flecken heim und pisst ein paar Tage lang Blut. Er wartet darauf, dass sein Alter ihm wieder Vernunft einbläut, wie er es

getan hätte, bevor die ganze Welt ins Schlingern geraten ist, und dass er außerdem vielleicht auch diesem Arschloch Ricks mal zeigt, wo die Grenze ist. Aber sein Vater sagt nicht einmal ein Wort, weshalb Pete sich denkt: *Tja, sieht ganz so aus, als wärst du endlich auf dich allein gestellt, Kleiner, und was wirst du damit anfangen?*

Für Pete ist das der endgültige Weckruf. Ein für alle Mal kommt er zu dem Schluss, dass ihm sein Heimatkaff nicht viel bedeutet. Er mag den ganzen Mais nicht. Die ganze Ruhe mag er auch nicht. Und Officer Ricks, den mag er schon gar nicht.

Von seinem Vater ist er auch nicht gerade begeistert. Als der Sommer kommt, hängt der Alte ziemlich regelmäßig an der Flasche. Schon möglich, dass er die Veränderungen an seinem Sohn wahrnimmt, denn er beginnt, Geschichten zu erzählen – ganz plötzlich ist er ungeheuer einfallsreich. *Wir kommen bald wieder auf die Beine, Pete. Die werden mich im Getreidespeicher wieder brauchen, weil Kirby, dieser Trottel, nichts zustande bringt.* Das wird einer von Petes Lieblingsprüchen, gleich nach: *Ich höre auf zu trinken, Junge. Dir und deiner Schwester zuliebe. Ich höre bald auf, versprochen.*

Es ist, als hätte der Alte einen Fisch an der Leine und würde versuchen, ihn mit Worten einzuholen. Aber Pete hat es allmählich satt zuzuhören. Er ist schlau genug, um zu wissen, dass Worte nichts zählen, wenn sie nicht den steinigen Weg beschreiten, der zur Wahrheit führt. Klar, er kann nachvollziehen, was los ist. Klar, im Vergleich zu dem Schlagstock, den das Leben seinem Alten über-

gebraten hat, ist der massive Eichenknüppel, mit dem Officer Ricks Pete malträtiert hat, bloß ein Zahnstocher. Das alles zu verstehen, macht es Pete allerdings nicht leichter, sich die Hirngespinnste seines Alten anzuhören.

Denn nichts anderes sind dessen Worte, wie sich bald herausstellt. Der Chef vom Getreidespeicher ruft nie an, der Alte hört nicht auf zu saufen, und die Lage verbessert sich kein bisschen. Sie wird einfach immer schlimmer. Als der Sommer zu Ende geht, ertappt Pete sich oft dabei, wie er an die Lakritzschnurstraße denkt, die aus der Stadt herausführt. Er fragt sich, wie es wohl so wäre, irgendwo anders ... weit weg von hier ... ganz auf sich allein gestellt. Ziemlich bald taucht diese Straße in einer anderen Geschichte auf, von der die Rede ist, denn – genau! – inzwischen ist es September, also an der Zeit, dass die Leute mit dem verrückten Zeug anfangen, das man sich hier in dieser Jahreszeit erzählt.

Pete schnappt da und dort Bruchstücke auf. Zuerst von ein paar Footballspielern, die beim Friseur darauf warten, dass ihr Bürstenhaarschnitt gestutzt wird, später von einem Haufen Typen, die an einem heißen Samstagabend vor der Kinokasse Schlange stehen. Bald kommt die Geschichte auch an der Highschool in Umlauf. Wieder hört Pete nur Bruchstücke – auf dem Klo draußen hinter der Autowerkstatt, wo man hinget, um heimlich zu rauchen, oder in dem Raum, wo man nachsitzen muss. Klar, es ist ziemlich abgefahrener Zeug, aber am abgedrehtesten daran ist, dass diese Gesprächsfetzen alle dasselbe Bild ergeben. Schon diese

simple Tatsache lässt vermuten, dass es sich um die seltene Sorte von Geschichte handelt, die womöglich den Weg vom Lagerfeuer aufs kalte, harte Straßenpflaster finden könnte.

«Hab mir 'nen Baseballschläger besorgt. Nagelneu. Qualitätsware.»

«Damit kannst du nichts anfangen. Es ist zu schwer, 'nen Schläger zu schwingen, wenn man am Rennen ist, ganz zu schweigen davon, dass du sowieso zu langsam bist. Sieh dir bloß mal deine Wampe an. So würdest du nicht mal meine Oma einholen, wenn die im Rollstuhl mit zwei platten Reifen ihren Arsch den Hang hochrollt.»

«Deine Oma muss ich auch gar nicht einholen, du Schwachkopf. Ich muss überhaupt niemand einholen. Muss mich bloß an der richtigen Stelle postieren. Den Rest überlasse ich meinen Cousins, diesen Trotteln. Die werden den Typ wie 'nen Hasen vor sich her treiben, bis er in 'ner Sackgasse landet. Und da stehe ich und warte drauf, mit meinem Schläger zur Sache zu kommen.»

«Denkste! Wenn du in der Nacht vom Lauf in irgend 'ner dämlichen Gasse rumbhängst, kannst du da gleich das ganze Jahr lang Wurzeln schlagen.»

«Mach dich nur lustig. Wer noch ein Jahr in diesem Drecksloch steckt, seid ihr, nicht ich. Ich kette mir den Kadaver von 'nem wandelnden Albtraum an die Stoßstange, und wenn ihr am Morgen pinkeln geht, bin ich längst über die Grenze, und zwar für immer.»

Über dieses Gespräch denkt Pete seit ein paar Tagen ständig nach und setzt es in Beziehung zu den ganzen

anderen Geschichten, die er gehört hat. Kaum ist er zu einem Schluss gekommen, versucht er es aus einem anderen Blickwinkel, um festzustellen, ob womöglich etwas anderes herauskommt als der verrückte Spuk, nach dem es aussieht.

Schließlich hat Pete gerade mehr als genug Zeit, über dieses ganze Zeug nachzudenken. Es ist jetzt nämlich Ende Oktober, und sein Vater hat ihn seit fünf Tagen in seinem Zimmer eingesperrt. Zu essen gibt es nichts da drin. Zu trinken gibt's nur Wasser und – wenn der Alte eine Anwendung von Großzügigkeit hat – eventuell ein Glas Orangensaft, der alles andere als frisch gepresst ist. Wenn man ausreichend Gelegenheit haben will, um so ziemlich alles zu glauben, ist das die beste Voraussetzung. Da muss man bloß versuchen, einen fünftägigen Hunger mit ein paar Schlucken Saft zu stillen, der wie Gefrierbrand schmeckt, und nichts zu beißen haben als einen Haufen Worte, die einem einfach nicht aus dem Kopf gehen wollen.

Doch obwohl so viel an ihm nagt, fällt es Pete schwer, die Geschichten, die er gehört hat, wirklich für voll zu nehmen. Klar, dass die Jungs an Halloween mit ihren Baseballschlägern und Heugabeln losziehen, um irgendwelchen Mist zu bauen, das klingt plausibel. Nach seinem Zusammenstoß mit Officer Ricks zweifelt er nicht daran, dass sein Heimatkaff so einen üblen kleinen Tanz ausbrüten kann. Aber mit den anderen Sachen, durch die das Ganze zu einer Spukgeschichte wird, mit denen hat er seine Probleme.